Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Abend-Ausgabe.

Inserate übernehmen ausserhalb Berlins: Bonn: M. Cohen. — Bremen: E. Schlotte, Wilh. Scheller. — Stettin: S. Salomon. — Frankfurt a. M.: G. L. Daube & Co. — Hamburg: Haasenstein & Vogler, Joh. Nootbaar, Adolf Steiner, William Wilkens. — Görlitz: C. Schoenwald. — Halle a. S.: J. Barck & Co. — Minden: C. Marowski. —

Wien: A. Opelick, Stubenbastei 2, M. Dukes, I., Schuler-Strasse No. 8. — Amsterdam: A. de la Mar Azn., N. Z. Voorburgwal 266. — Frankreich: John F. Jones Nachf. in Paris, 31 bis Faubourg-Montmartre. — England: John F. Jones Nachf. in London, 166 Fleet Street, Aug. Siegle in London, 30 Lime Street, E. C.

Nr. 122. [30. Jahrgang.] Berlin, Freitag den 13. März 1891, Abends. [30. Jahrgang.] Nr. 122.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint täglich Morgens und Abends, mit Ausnahme von Sonntag Abend und Montag Morgen, bei besonderen Ereignissen in Extra-Ausgaben. Der Abonnementspreis beträgt für das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie vierteljährlich **7 Mark 50 Pf., für das übrige Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag, und werden Abonnements bei den betreffenden Postanstalten angenommen.** Für **Berlin** nehmen **sämmtliche Zeitungs-Spediteure** und die **Expedition** dieser Zeitung **Wilhelmstraße 32,** Abonnements vierteljährlich zum Preise von **7 Mark 50 Pf.** sowie die **Post-Expeditionen 8 Mark** inkl. Bestellgebühr entgegen. Preis der einzelnen Nummer 10 Pf. Inserate nimmt die Expedition zum Preise von **40 Pf.** pro fünfgespaltene Petitzeile an. Beiträge für die **Redaktion** der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sind an diese: **Berlin 48, SW. Wilhelmstraße 32,** zu richten, **und wird gleichzeitige Honorarangabe erbeten.**

Fernsprech-Anschluß Nr. 6514. **Nachträgliche Honoraransprüche finden keine Berücksichtigung,** unbenützte Einsendungen können nicht aufbewahrt werden. **Fernsprech-Anschluß Nr. 6514.**

Politischer Tagesbericht.

Berlin, 13. März.

Das Ausscheiden des Herrn v. Goßler aus dem Staatsministerium läßt es als Pflicht erscheinen, darauf hinzuweisen, wie groß die Verdienste gewesen sind, die sich dieser Minister um König und Vaterland erworben hat. Ohne Gefahr zu laufen, mit einer hohen Einschätzung derselben durch das geschichtliche Gericht einer späteren Zeit korrigirt zu werden, darf man sagen, daß der Name des jetzt zurückgetretenen Kultusministers unter denen der preußischen Minister stets einen Ehrenplatz behaupten wird. Für die Würdigung seiner Werke kommt wesentlich in Betracht, wie groß die Schwierigkeiten waren, die sich insbesondere der Hauptaufgabe des Herrn v. Goßler, die Beendigung des sogenannten Kulturkampfes zu befördern, in einem Maße entgegenstellten, für welches uns schon heute das Verständniß fast fehlt. Gilt nach Herstellung des Kirchenfriedens die bei dem Amtsantritte des Ministers in den Vordergrund der politischen Sorge gerückte Erstrebung eines modus vivendi als etwas Selbstverständliches, so muß daran erinnert werden, wie ganz anders die einschlägigen Fragen vor 10 Jahren beurtheilt wurden. Während die Einen den letzten Schluß aller Weisheit darin zu erkennen glaubten, daß sie, wenn möglich, in der Kampfstellung beharrten, die, wenn auch nicht ihren katholischen Landsleuten, doch der römischen Kurie gegenüber nach ihrer Ansicht niemals hätte aufgegeben werden dürfen, ließen andererseits nicht Wenige diejenige Besonnenheit in ihren Wünschen nach Beseitigung der Falk'schen Gesetzgebung vermissen, welche allein im Stande sein konnte, einen solchen Friedensschluß zwischen Staat und Kirche finden zu lassen, daß nicht das Ende schlimmer war wie der Anfang, und der Kampf nicht nach Kurzem von Neuem wieder ausbrechen mußte. Kam es darauf an, trotz aller Schwierigkeiten, die durch Aufgaben auf anderen Gebieten verschiedentlich noch vergrößert wurden, den Weg zu finden, der den aditus ad pacem mit Sicherheit erkennen ließ, ohne daß die Befürchtungen derjenigen gerechtfertigt erschienen, welche vor jedem neuen Schritt warnten, weil angeblich die wichtigsten Rechte des Staates preisgegeben würden, so konnte solches Ziel zu erreichen nur einem Minister wie Herrn von Goßler gelingen. Von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß die Erstrebung des Kirchenfriedens im Interesse des Vaterlandes unbedingt nothwendig sei, verband er mit der Fähigkeit, in den verwickeltsten Streitfragen des kirchenpolitischen Gebietes sich zurechtzufinden, zugleich den vollbewußten Pflichteifer des preußischen Staatsbeamten bei der Wahrnehmung der unantastbaren Rechte des Staates, und die überzeugungskräftige Friedensliebe des wirklich gläubigen Christen. Aus seinem Glauben, wie aus seiner Liebe zu König und Vaterland entsprang dann vor Allem auch die Kraft zu der großen Selbstverleugnung, die der Minister auf einem Felde üben mußte, dessen Schwierigkeiten Andere geschaffen hatten. Kam Herrn v. Goßler bei der Abwickelung seiner Aufgabe im Innern außer den zuvor genannten Eigenschaften seines Geistes und Charakters eine große Verbindlichkeit des Wesens und nicht zuletzt die während der Zeit seiner Reichstagspräsidialschaft befestigte Vertrautheit mit den verworrenen Parteiverhältnissen zu statten, so fand sein Wirken andererseits, so weit die Verhandlungen mit der Kurie in Betracht kamen, in dem Reichskanzler die wirkungsvollste Förderung. Gleichwohl thürmten sich immer neue Schwierigkeiten auf. Sollte es Herrn v. Goßler nichtsdestoweniger möglich werden, den weiten Weg zu überwinden, von der ersten Wiederbesetzung eines verwaisten Bischofsstuhles bis zur Einbringung der Sperrgeldervorlage, durch welche auch das letzte harte Odium des Kulturkampfes beseitigt werden wird, so gehörte dazu eine Beharrlichkeit des Strebens und Unverdrossenheit des Wesens, wie sie sicher nicht oft sich zusammenfinden.

Schwerer als die Genugthuung, welche Herrn v. Goßler die Anerkennung bereiten mußte, die er für die Aufrichtigkeit seines, den modus vivendi vermittelnden Strebens in gleicher Weise in allen Parteilagern, außer vielleicht dem demokratischen, finden sollte, wiegt jedenfalls der Umstand, daß heute Niemand mehr im Ernste bei uns, sei es an die Fortführung, sei es an die Wiederaufnahme eines Kampfes denkt, dessen Schäden ohne Preisgabe von wichtigen Lebensbedingungen des Staates nach Möglichkeit beseitigt zu haben das unvergeßbare Verdienst des geschiedenen Ministers ist.

Hätte aber schon die Lösung dieser einen und wichtigsten Aufgabe des Herrn v. Goßler genügt, um ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte zu sichern, so sollte es ihm auch auf den anderen Gebieten seines umfangreichen Ressorts beschieden sein, in einem Maße fördernd und zum Theil bahnbrechend zu wirken, daß es nicht zu viel sagen heißt, wenn man behauptet, es werde noch auf lange Zeit Nachfolgern im Kultusministerium schwierig sein, Verdienste zu überbieten oder in Schatten zu stellen, wie sie sich Herr v. Goßler hinsichtlich der Fürsorge für die evangelische Kirche wie für die Schule und, last not least, für Kunst und Wissenschaft erworben hat.

Auch für weitere Kreise trat die kulturelle Mission des Ressorts, wie sie Herr v. Goßler auffaßte, bei zahlreichen festlichen Gelegenheiten in den (bei Mittler im Druck erschienenen) gehaltvollen Reden des Ministers hervor.

Wissen wir vorläufig nicht, was die eigentliche Veranlassung zu dem Entschluß gegeben hat, der zur Einreichung des Entlassungsgesuches des Herrn v. Goßler führte, so sind wir doch davon überzeugt, daß der Letztere auch mit diesem Schritte noch König und Vaterland einen Dienst zu erweisen glaubte. Die Annahme, daß er vor den Schwierigkeiten bekannter neuer Aufgaben zurückgeschreckt sei, ist unseres Erachtens schlechterdings von der Hand zu weisen. Denn so groß man jene immer schätzen mag, gegen die Schwierigkeiten des vorigen Jahrzehnts erscheinen sie gering.

Der Nachfolger des Herrn v. Goßler im Kultusministerium hat sich bereits auf einem ebenfalls nicht leichten Arbeitsgebiet, das ihm in der Provinz Posen anvertraut war, in hervorragender Weise bewährt. Es ist damit eine Bürgschaft gegeben, daß er auch in dem Amt, zu dem ihn das Vertrauen seines Königs jetzt berufen hat, eine Thätigkeit entfalten wird, die dem Vaterlande zum Segen gereicht und den Ruhm des preußischen Kultusministeriums, der bis dahin Herrn v. Goßler am Herzen gelegen hat, weiter vermehren wird.

In der Rede, welche, wie schon gemeldet, Prinz Ludwig von Bayern gestern bei dem Festbankett hielt, das im Münchener Rathhaussaale zu Ehren des **70. Geburtstages des Prinz-Regenten** stattfand und deren Wortlaut jetzt vorliegt, hob der Prinz hervor, wie die 700jährige Geschichte der Wittelsbacher die gegenseitige Anhänglichkeit des bayerischen Volkes und der aus demselben hervorgegangenen Dynastie zeige. Der Prinz-Regent sei bestrebt, das wolle er vor Allem hervorheben, das Wohl des ganzen Volkes nach allen Seiten hin zu fördern und dem Volke den inneren Frieden, der in der letzten Zeit gestört gewesen, wiederzugeben. Der Grundgedanke des Prinz-Regenten sei: „Jedem das Seine!" Prinz Ludwig verbreitete sich sodann über die Hauptzüge der Geschichte der Wittelsbacher und dankte dem Vorredner für das ihm gespendete Lob, er glaube, daß er ein guter Soldat sei, es sei das ein Ruhm, den er mit jedem Bayern und jedem Deutschen theile. Er fühle sich allerdings als Förderer der Landwirthschaft, er glaube, daß die Landwirthschaft im Verhältniß zu anderen Gewerben zurückgewesen sei, er glaube aber auch, das Alles eine gewisse Zeit zurückgewesen sei, und nicht nur in Bayern, sondern überall. Gott sei Dank sei man nun aber allerwärts auf dem Wege des Fortschritts. Ebenso wünsche er das Gedeihen von Gewerbe, Industrie und Handel, wünsche, daß das ganze Volk vorwärts schreiten möge. Wenn diese verschiedenen Sparten ineinandergreifen, werde das Land gedeihen. Er trinke auf das Wohl des vielgeliebten Bayern.

Die bayerische Presse widmet dem 70. Geburtstage des Prinz-Regenten durchweg huldigende Artikel on leitender Stelle. In demjenigen der Münchener „Allgemeinen Zeitung" wird u. A. betont:

„Durch den Glückwunsch, welchen Bayern heute seinem Landesfürsten in aufrichtiger Huldigung darbringt, klingt mehr als das Wünschen und Hoffen für eine noch lange und gesegnete Regierung: dem Heilgruß für die Zukunft gesellt sich der Dank für eine Vergangenheit, welche im gesammten Leben des Prinzen Luitpold dem Dienst des Landes, seit der Uebernahme der Regentschaft der treuen Pflege des öffentlichen Wohles auf allen Gebieten gewidmet war. Wer vom Standpunkt der historischen Betrachtung die Zeit durchmißt von jenen Junitagen des Jahres 1886, welche die Zügel der Regierung in die Hände des Prinzen legten, bis zu dem heutigen 12. März, wo dem betagten Fürsten der reiche Dank seines Volkes zu Theil wird, wird bei unbefangenem Urtheil erkennen müssen, daß der erlauchte Regent den Schwierigkeiten, welche er mit seiner Aufgabe überkommen, gerecht geworden, daß er alle Befürchtungen widerlegt, keine Hoffnungen enttäuscht und viele Erwartungen weit übertroffen hat, welche seinerzeit an den Regierungswechsel sich knüpften. Der heutige Tag giebt Zeugniß, wie sehr er es verstanden hat, zwischen Krone und Volk in Bayern diejenige Annäherung wiederherzustellen, in welcher zu allen Zeiten die wesentlichste Stärke dieses Landes beruhte, und gleichzeitig voll und ganz den Platz auszufüllen, welcher dem Zweiten der fürstlichen Genossen im deutschen Bunde in der Theilnahme an der Arbeit und Fürsorge für das Reich gebührt. Denn seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches bemißt Bayerns Bedeutung sich an dem Maße der Treue und der Arbeit, die es der Gesammtheit des deutschen Volkes bethätigt, und die Vorsehung hat es gut mit unserem Lande wie mit Deutschland gemeint, daß in den ernsten Zeiten, welche das Reich in den letzten Jahren durchmessen, Prinz Luitpold an Bayerns Spitze stand."

Die Deputation des Landesausschusses von **Elsaß-Lothringen**, welche Sr. Majestät dem Kaiser die Adresse desselben persönlich zu überreichen beauftragt ist, bestehend aus dem Präsidenten des Landesausschusses, Dr. Schlumberger, dem Schriftführer desselben, Baron Charpentier, und den Mitgliedern Dr. Petri, Rubland und Baron Zorn v. Bulach, traf heute hier ein und wird morgen Mittag von Sr. Majestät dem Kaiser in Audienz empfangen werden. Zu Nachmittags 6 Uhr sind die Mitglieder der Deputation mit Einladungen zur kaiserlichen Tafel beehrt worden.

In der heutigen (88.) Plenarsitzung des **Reichstages** wurde in die dritte Berathung des Etats eingetreten. Eine Generaldiskussion fand nicht statt. Beim Etat des Reichskanzlers kam Abg. Richter auf den von ihm in zweiter Lesung gestellten Antrag zurück, wonach der Reichskanzler ersucht werden soll, dem Hause den Vertrag zwischen der Regierung und dem Wolff'schen Telegraphenbureau vorzulegen, und fragt an, ob der Reichskanzler geneigt ist, diesem Ersuchen nachzugeben. Staatssekretair Frhr. v. Marschall erklärt, daß ein solcher Vertrag nicht vorgelegt werden könne, da er nicht existire. Er habe bestanden, sei aber im Jahre 1869 gelöst worden. Es bestehe jedoch mit dem „Wolff'schen Bureau" eine Art modus vivendi in Bezug auf die Beförderung politischer Telegramme. Es sei doch wohl zweifellos, daß das Auswärtige Amt ein Interesse daran habe, gewisse Nachrichten frühzeitig verbreiten zu lassen, besonders in einer diplomatischen Aktion, wo es für die deutsche Regierung darauf ankomme, daß derartige Nachrichten zuerst von deutscher Seite verbreitet werden, andererseits aber auch zuerst derartige Nachrichten zu erhalten. Es gebe dazu zwei Wege: entweder die Errichtung eines staatlichen Telegraphenamtes oder die Verbindung mit einem bestehenden Telegraphenverein. Das „Wolff'sche Bureau" sei nach Art seiner Verbindungen am besten in der Lage, diese Bedürfnisse zu befriedigen. An dieser Verbindung zu rütteln, stände im Widerspruch mit den Interessen der Regierung. — Abg. Richter erwiderte, daß man nach der Darstellung des Herrn v. Stephan hätte annehmen müssen, daß ein bindender Vertrag zwischen der Regierung und dem Wolff'schen Bureau bestände. Nach den soeben gehörten Darlegungen bestehe nur eine jederzeit lösbare Verbindung zwischen jenem Bureau und dem Auswärtigen Amt. Der Herr Staatssekretair habe das Bedürfniß betont, Telegramme zu empfangen und Nachrichten telegraphisch zu verbreiten. Das Bedürfniß erkenne er an, aber das Wolff'sche Bureau genüge für Nachrichten schon den Zeitungen nicht, viel weniger könne es dem Auswärtigen Amt genügen. Und was nun die Verbreitung von Regierungsnachrichten betreffe, so müsse er doch der Einrichtung eines staatlichen Telegraphenbureaus den Vorzug geben. Ein solches Bureau, organisirt nach dem Vorbild des „Reichs-Anz.", habe doch große Vorzüge vor der jetzt bestehenden Verquickung von Staats- und Privatangelegenheiten. Bei dem Telegraphengesetz werde die Frage noch eingehender zu besprechen sein. Staatssekretair von Boetticher stellt zwei Irrthümer des Vorredners richtig. Erstlich seien die „Berl. Polit. Nachr." kein offiziöses Organ der Regierung; sie erhalten keine Artikel von der Regierung. Zweitens sei die Denunziation, daß das Wolff'sche Bureau eine Thronrede zwei Stunden vor der Verlesung veröffentlicht habe, untersucht und als gegenstandslos erkannt worden. Richtig sei, daß die Thronreden dem Direktor des Bureaus zwei Stunden vor der Verlesung mitgetheilt werden, aber mit der Verpflichtung, sie geheim zu halten. Dem Abg. Richter scheint es doch bedenklich, dem Direktor eines solchen Bureaus eine so wichtige Publikation anzuvertrauen, und was die „Berl. Pol. Nachr." betreffe, so möchte er wissen, ob die Erklärung nicht bloß für das Reich, sondern auch für Preußen gelte. — Beim Etat des Auswärtigen Amtes wiederholt Abg. Jebsen seine frühere Beschwerde darüber, daß kein deutsches Kriegsschiff nach Chile gesandt worden. — Bei Schluß des Berichts hat der Reichskanzler von Caprivi das Wort, um das Verhalten der Reichsregierung zu rechtfertigen.

In der heutigen (56.) Plenarsitzung des **Abgeordnetenhauses** wurde die zweite Berathung des Etats fortgesetzt. Die Etats des Zuschusses zur Rente des Kronfideikommißfonds, sowie des Kriegsministeriums werden ohne Debatte bewilligt. Beim Etat des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten bringt Abg. Tramm (natlbl.) eine in süddeutschen Blättern aufgetauchte Mittheilung zur Sprache, wonach ein höherer preußischer Beamter, der durch Uebernahme einer Bürgschaft in Bedrängniß gerathen wäre, eine Unterstützung aus dem Welfenfonds in Höhe von mehreren Hunderttausend Mark empfangen habe, ohne daß aber in den Zeitungen auch über die Rückzahlung derselben etwas gestanden hätte. So unwahrscheinlich die Sache auch klinge, so bitte er doch die Regierung, bei dieser Gelegenheit ein Dementi auszusprechen. — Abg. Hobrecht: Ich halte es für meine Pflicht auszusprechen, daß diese Ausführungen unglücklich und wenig am Platze waren. (Zustimmung.) Der Kreis meiner politischen Freunde, dem Abg. Tramm bisher angehört, war über diese Anfrage sehr erstaunt. (Sehr richtig! bei den Nationalliberalen.) Wir haben kein Bedürfniß, die Regierung zu einer Aeußerung über diesen Zeitungsklatsch zu veranlassen. (Lebhafter Beifall bei den Nationalliberalen.) Abg. Tramm erwidert, daß er von seinem Vorhaben seiner Fraktion nichts habe mittheilen können, da keine Fraktionssitzung angesetzt gewesen. (Widerspruch bei den Nationalliberalen.) Verschiedene Parteigenossen, mit denen er privatim darüber gesprochen, hätten es für wünschenswerth gehalten, die Sache hier zur Sprache zu bringen. — Hierauf wird der Etat der auswärtigen Angelegenheiten angenommen. Demnächst wurden die Etats des Bureaus des Staatsministeriums, der Staatsarchive, der Generalordens-Kommission, des Geheimen Zivilkabinets, der Oberrechnungskammer, der Prüfungskommission für höhere Verwaltungsbeamte, des Disziplinarhofes, des Gerichtshofes zur Entscheidung der Kompetenzkonflikte, des Gesetzsammlungsamts in Berlin, des „Deutschen Reichs- und Staats-Anz.", der Allgemeinen Finanzverwaltung, der Münzverwaltung und der Staatsschuldenverwaltung fast ohne jede Debatte erledigt und dann zu dem Etat des Ministeriums für Handel und Gewerbe übergegangen. Der Berichterstatter Abg. Graf zu Limburg-Stirum schildert eingehend die Neuorganisation des Gewerbeinspektionswesens. Der Abg. Dürre (nl.) hat Bedenken gegen die Verbindung der Kesselrevision mit der anderweitigen Fabrikaufsicht der Gewerberäthe und Gewerbeinspektoren, während sich Abg Dr. Ritter (freik.) voll und ganz auf den Boden der Staatsregierung stellt, ebenso Abg. Schmidt-Elberfeld. Beim Schluß des Blattes hat der Handelsminister das Wort.

Zu der am Mittwoch in Wien abgehaltenen Sitzung der Konferenz für den **österreichisch-deutschen Handelsvertrag** bemerkt die „Presse", daß eine Entscheidung über den Vertrag nicht unmittelbar bevorstehend ist, wobei es indeß auch heute nicht ausgeschlossen erscheine, daß dieselbe bis zu den Osterfeiertagen erfolgen kann. Die Schwierigkeiten seien noch sehr groß und auch die Zahl der Differenzen eine nicht unbeträchtliche. Was aber die über die letzteren zirkulirenden ziffermäßigen Details anbelangt, so dürften dieselben größtentheils als Produkte der Kombination anzusehen und daher die Verläßlichkeit derselben stark anzuzweifeln sein. Der Umstand, daß die Verhandlungen fortgesetzt werden und wahrscheinlich in den nächsten Tagen die Konferenzen zwischen den beiderseitigen Delegirten ohne erhebliche Unterbrechung stattfinden sollen, lasse sich wohl dahin interpretiren, daß die Zuversicht, der Schwierigkeiten Herr zu werden, fortbesteht.

Das „Fremdenblatt" sagt, am Mittwoch wurden in einer mehr als vier Stunden dauernden Sitzung die von den deutschen Kommissairen auf Grundlage neuer Instruktionen gemachten Propositionen zur Kenntniß genommen und einer eingehenden Berathung unterzogen, als deren günstiges Resultat wohl die Fortsetzung der Berathungen für morgen bezeichnet werden könne. Es seien jedenfalls in der jüngsten Zeit in Oesterreich, wie im Deutschen Reiche allzu pessimistische Ansichten über den Stand der Vertragsverhandlungen zu Tage getreten, welche weiterzuspinnen wohl keine Veranlassung vorliegt. Noch immer könne man sich wie bisher der Erwartung hingeben, daß diese für beide Reiche so hochwichtige Angelegenheit unter Berücksichtigung der allgemeinen wirthschaftlichen Interessen beider Staatsgebiete zu einem günstigen Abschluß gebracht werden wird. Ob es jedoch gelingen wird, dieses allseits gewünschte Resultat noch im Laufe dieses Monats zu erreichen, sei schwer vorherzusagen, da neuerliche, wenn auch kurze Unterbrechungen der Verhandlungen nicht ausgeschlossen erscheinen.

Die mehrfach erwähnten Ansprüche des Kaufmanns **Hoenigsberg** an die Royal Niger Company sollen nach einer zwischen der deutschen und der englischen Regierung getroffenen Ab-

---

Feuilleton der Norddeutschen Allgem. Zeitung.

Berlin, den 13. März 1891.

Die Mittelmeerfahrt der „Augusta Victoria".

XIII.

Konstantinopel, 25. Februar.

Der Tag des heiligen Matthias, der 24. Februar, ist unter dem 50. Grad nördlicher Breite ein gefürchteter Loostag; Matheis bricht das Eis, find't er keins, so macht er eins, sagt die Bauernregel. Daß der Matthiastag auch noch unter dem 40. Grad nördlich vom Gleicher seine ominöse Wirkung auf das Wetter ausübt, haben wir zu unserem größten Leidwesen an uns erfahren. Nur das Feuer der Begeisterung für die Schönheiten der Natur, die Gluth der Sehnsucht, die Herrlichkeiten des goldenen Horns bis auf die Neige kennen zu lernen, waren im Stande, den Humor unserer Reisegesellschaft vor dem Einfrieren zu bewahren, als der erste Tag, an welchem die „Augusta Victoria" angesichts des stolzen Palastes von Dolma Bagdsche vor Anker lag, uns mit Schnee- und Regenböen überschüttete, als noch gestern Mittag die Bewohner Peras das ihnen so seltene Schauspiel gefrorener Pfützen zu bewundern Gelegenheit hatten. Auch heute noch wehte hier ein Wind, der mit einem richtigen deutschen „Mailüfterl" — nicht dem der Poesie, sondern dem des deutschen Flachlandes — an Frische wetteiferte; doch für kurze Augenblicke schoben sich die Grau in Grau gemalten Wolkenschichten aus einander, und goldene Sonnenblicke, die zwischen ihnen hindurch auf die nach Licht lechzende Landschaft fielen, ließen uns ahnen, welche Fülle von Herrlichkeiten wir zu bewundern gehabt hätten, wenn wir zwei bis drei Monate später hierher gekommen wären. Ein richtiger Tourist und Levantereisender lernt es aber, sich, gleich dem Muselmann, mit dem Schicksal, dem Kismet, abzufinden, entbehrt, je nach der Tiefe seines Gemüthes, mehr oder minder gern, was er nicht hat, und genießt, was ihm Gott beschieden; drum wollen auch wir es mit dem Dichter halten.

Unsere touristische Arbeit, unser Reisevergnügen am Goldenen Horn, konnte nur Stückwerk sein; alles Sehenswerthe zu besichtigen, alles Gepriesene zu bewundern, war ein Werk der Unmöglichkeit. Wir mußten uns damit begnügen, von der Unzahl „berühmtester Aussichtspunkte", welche Konstantinopel und seine Umgebung bietet, nur drei zu besuchen, um einen Ueberblick über den so unendlich reizvollen Wechsel von Land und Meer zu gewinnen, der die Schönheit des Goldenen Horns bedingt; das Werk von Menschenhand, die riesigen Kuppeln der Moscheen, die schlanken Minarets, die stolzen Prunkbauten riesiger Paläste, die hochragenden Haine dunkler Cypressen, das Gewirr von stattlichen Häusern und elenden Hütten, das an den Hügeln der Ufer emporklettert und deren sanfte Formen noch mildert, sind, wenn auch noch so imposant, nur verschwindende Einzelheiten in der Herrlichkeit des Naturbildes, mit denen das Auge sich erst zu beschäftigen beginnt, nachdem es sich vollgesogen mit den großartigsten Eindrücken. Wir haben im Norden des berühmten Hafens von Stambul den Thurm von Galata, im Süden den des Seraskierats bestiegen und im Westen der Stadt vom großen Friedhof von Ejub herab, unseren Blick über das Goldene Horn, von den süßen Wassern bis hinüber an die asiatische Küste schweifen lassen. Von dem alten Wartthurm der Genueser, dessen gewaltige Mauermasse sich ernst und finster über die drückend engen und unglaublich schmutzigen Straßen von Galata erhebt, glauben wir den lohnendsten Blick auf das eigentliche Konstantinopel, auf das die Halbinsel zwischen dem Goldenen Horn und dem Marmara-Meer erfüllende Stambul gewonnen zu haben. Gleich einer Idylle erheben sich zwischen alten Zypressen die Bauwerke des jetzigen alten Serai auf der Spitze der Landzunge, der Stelle des vorchristlichen Byzanz. Die Glanzzeiten dieses Gebäudekonglomerats, dessen geheimnißumsponnene Geschichte so vielfach mit Strömen von Blut geschrieben ist, sind vorüber, seit Abd ul Medschid seine Residenz von hier nach Dolma Bagdsche verlegt hat und dasselbe den alten Sultaninnen und alten Palastdienern zur Wohnung überließ; seine Gärten, seine Höfe, soweit wir sie besichtigen konnten, machen bereits den Eindruck der Verwahrlosung; der Besuch des Innern der Gebäude wurde uns leider nicht gestattet, bis auf den des Tschinili-Kiosks, der seinen Namen von den schönen Fayenceplatten trägt, die seine malerische Säulenvorhalle und die Wände der Säle zieren. Er bietet jetzt der kleinen, schlecht geordneten Sammlung von Antiquitäten, welche das an Ueberresten des Alterthums so reiche türkische Reich bisher erst zusammengebracht hat, ein provisorisches Heim, bis das im Bau begriffene neue Museum ihm gegenüber, ein Bauwerk von verhältnißmäßig bescheidenen Dimensionen, fertiggestellt sein wird.

Hart an den Serai — der Weg führt an der uralten Platane vorbei, bei der die Janitscharen sich bei Aufständen zusammenzurotten und das Haupt der ihnen mißliebigen Paschas zu fordern pflegten — schließt sich der Riesenbau der Agia Sophia mit seiner flachen Kuppel an; in röthlichem Gelb des Putzes, den die Türken ihm gegeben, schimmern die massiven Strebemauern zu uns herüber, doch lassen sie kaum die überwältigende Größe des Raumes ahnen, den sie umschließen. Der Besuch der Sophienkirche ist unbedingt einer der Glanzpunkte unserer Reise. Wo immer auch man das Hauptschiff betritt, öffnet sich dem Auge ein voller Blick bis zu der Höhe der gewaltigen, lichterfüllten Hauptkuppel, zu der die Nebenkuppeln emporzuwachsen scheinen, um in Eins mit ihr zusammenzufließen. Man findet kein Maß, die Größenverhältnisse abzuschätzen; was will es dieser Wirkung des Kolossalen, des Erhabenen gegenüber besagen, wenn man weiß, die Kuppel habe 32 Meter Durchmesser und erhebe sich 56 Meter über dem Boden! Der Glanz des heroischen Marmorwerkes das Gleißen des kostbaren Goldmosaiks, soviel sich auch der Glaube und die Indolenz der Muslemin gegen dieselben versündigt, entkleidet das stolze Wort Justinian's, „Salomo, ich habe Dich besiegt", der Ueberhebung und des Uebermuthes; denn jeder Schilderung spottet die Pracht der Durchblicke, die sich aus dem Hauptschiff in die oberen Gallerieen der beiden Nebenschiffe öffnen, wenn ein Sonnenstrahl über die mit Mosaiken bekleideten Mauern gleitet. Den harmonischen Gesammteindruck stört die Unzahl von formlosen Kronleuchtern, die gleich einer Wolke von den Gewölben herab bis nahe an den Fußboden hängen, die riesigen grünen Schilder an den Pfeilern mit den Namen Muhammed's und der ersten Khalifen, die langen Reihen der Gebetteppiche, welche die Linien der Architektur in spitzem Winkel schneiden, da sie nach der Richtung des Mihrab, der die Richtung nach Mekka anzeigenden Gebetsnische, orientirt sind, und diese nicht mit der Mitte der Apsis zusammenfällt; am meisten aber stört das laute Beten und Singen der Priester und Gelehrten, das mit seinen unangenehmen Nasen- und Fisteltönen jetzt die Räume erfüllt, die der göttlichen Weisheit gewidmet waren.

Einen besonderen eigenartigen Reiz erhält der Ausblick auf Stambul vom Galatathurm aus durch die große Zahl großartiger Moscheebauten, welche mit dem schönen Rund ihrer Kuppeln die Häuser der Stadt hoch überragen; besonders imposant und malerisch wirkt unter ihnen die Moschee, welche Sultan Achmed I. auf den Fundamenten des byzantinischen Kaiserpalastes erbaute. Sie übertrifft in ihren äußeren Dimensionen noch die nahe benachbarte Sophienkirche und stellt sich mit ihren sechs Minarets der Kaaba zur Seite, so daß sich der Sultan genöthigt sah, letzterer, um ihre bevorzugte Stellung zu betonen, ein siebentes Minaret zu erbauen. Da wir nun schon mit einziger Ausnahme der Kaaba alle besonders hochgehaltenen Heiligthümer des Muhammedanismus besucht haben, so trugen wir es leicht, daß es uns der Zeitmangel unmöglich machte, die einzelnen, die Silhouette Stambuls bestimmenden Moscheen in ihrem Innern zu besichtigen; wir wollen es unseren Lesern ersparen, all die Namen derselben zu hören. Zwischen sie schaltet sich der nüchterne Bau des Seraskierats ein, von dessen hohem Thurm sich eine entzückende Rundschau über die Meeresflächen rings um Stambul, auf die für uns leider im Nebel verschwimmenden Prinzen-Inseln, die asiatische Küste mit Skutari, und jenseits des goldenen Horns auf die sich den Hügeln anschmiegenden Vorstädte bietet. In besonders wirkungsvoller Weise ergänzt sich die Uebersicht, die man vom Seraskierthurm über das Landschaftsbild gewonnen hat, durch das Panorama, das sich von den Höhen von Ejub öffnet. Das Wasser des goldenen Horns, das man von dort oben beinahe ganz übersieht, hatte leider seine leuchtende Bläue, von der uns so viel erzählt worden war, in Folge von Regen gegen ein schmutziges Braun eingetauscht; das düstere Grün der hochragenden Zypressen belebte allein die noch im Winterschlaf liegenden landschaftlichen Szenerieen, die das Licht des Frühlings und Sommers mit entzückender Schönheit verklären muß.

(Fortsetzung folgt.)